

SWR2 Wissen: Aula

Ist der „Westen“ am Ende?

Von Felix Heidenreich

Sendung vom: Sonntag, 13. Februar 2022, 8.30 Uhr

Redaktion: Ralf Caspary

Produktion: SWR 2022

Die Selbstbeschreibung „des Westens“ hat in den vergangenen Jahren erheblichen Schaden genommen. Aber was ist dem „Westen“ überhaupt gemeint? Der Politikwissenschaftler Felix Heidenreich gibt Antworten.

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

SWR2 können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen ...

Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

MANUSKRIFT

Anmoderation:

Mit dem Thema: „Ist der „Westen“ am Ende?“. Am Mikrofon: Ralf Caspary.

Das politische Konzept des "Westens" hat in letzter Zeit Schaden genommen: Donald Trump hatte den Westen ja in Grund und Boden geredet; die oft beschworene westliche Wertegemeinschaft in der EU bröckelt, sobald sich eine Krise anbahnt; der unaufhaltsame Aufstieg Chinas scheint den Westen überrollen zu wollen, während für die Taliban in Afghanistan der Westen das Feindbild schlechthin ist. Die Frage bleibt: Was ist der Westen überhaupt, eine Fiktion, reine Phantasmagorie? Auf was für ein Konzept kann man sich noch berufen?

Antworten gibt der Politikwissenschaftler Dr. Felix Heidenreich von der Universität Stuttgart.

Felix Heidenreich:

Der Westen – Gibt es ihn noch?

Wenn heute vom Westen die Rede ist, wird bisweilen die Vergangenheitsform bemüht. Nach dem chaotischen und schändlichen Abzug der europäischen und amerikanischen Truppen aus Afghanistan im Sommer 2021 war gar vom endgültigen Niedergang des Westens die Rede. Nun könne es die ganze Welt sehen: Der Westen ist am Ende, so war zu hören.

Diese These wurde keineswegs zum ersten Mal formuliert. Wenn man sich die Frage stellt, seit wann das Ende des Westens beklagt wird, muss man Jahrzehnte zurückgehen. Schon der „dritte Golfkrieg“, also der Krieg der sogenannten „Koalition der Willigen“ gegen Saddam Hussein 2003, zeigte einen gespaltenen Westen: Die Regierungen von Frankreich und Deutschland verweigerten damals die Teilnahme an diesem Feldzug und zeigten sich von den Argumenten der amerikanischen Regierung nicht überzeugt. Donald Rumsfeld sprach daraufhin von „Old Europe“ und vertiefte damit den Riss zwischen den verschiedenen Lagern innerhalb des Westens. Heute wird der Irakkrieg allgemein als Desaster eingestuft, nicht nur für die USA, sondern vor allem für die Menschen in der Region.

Hat also schon George W. Bush den Westen gespalten? Beobachten wir also einen Prozess, der sich über Jahrzehnte hinzieht? Genaugenommen wurde die strukturelle transatlantische Entfremdung auch durch Obama lediglich im Ton milder, ohne in der Sache an Dramatik zu verlieren. Sein „pivot to Asia“, die Verschiebung der Aufmerksamkeit auf die Pazifikregion, bedeutete ja ebenfalls, dass man in Washington der Ansicht war, die Europäer sollten ihre Sicherheit langfristig in die eigenen Hände nehmen. Obama formulierte dies charmanter und inszenierte medienwirksam die Freundschaft mit Angela Merkel, aber im Kern war auch er der Ansicht, der Westen könne nicht einfach so weitermachen wie bisher.

Mit Trump nahm die Krise des Westens dann dramatische Züge an. Seine Präsidentschaft stellte die Regeln in Frage, die bisher die Konfliktbearbeitung innerhalb des westlichen Bündnisses getragen hatten. Er trat auf wie ein Mafiaboss, der, wenn er die Erhöhung der Verteidigungsausgaben anmahnte, das Schutzgeld für die amerikanische Rüstungsindustrie einzutreiben schien. Damit beschädigte er nachhaltig die Vorstellung von einem wertebasierten „westlichen Modell“.

Vor allem aber stellte Trumps Verhalten das Selbstbild vom irgendwie „zivilisierten“ Westen in Frage. Wer aus den Schwellenländern auf die USA blickte, sah eben kein leuchtendes Beispiel mehr, sondern ein Land in einem bemitleidenswerten Verfallzustand: Offene Korruption, Verhöhnung der Justiz, das Ende der Wahrheit.

Und heute, im Februar 2022? Der Abzug aus Afghanistan liegt ein dreiviertel Jahr zurück. Die Bilder von Menschen, die sich an Transportmaschinen festklammern, haben sich in unser kollektives Gedächtnis gebrannt. Inzwischen ist Afghanistan jedoch aus der globalen Öffentlichkeit beinahe verschwunden. Im Zentrum steht heute die Krise in der Ukraine, der Konflikt zwischen der NATO und der Russischen Föderation. Und wieder ist von „dem Westen“ die Rede.

Die Menschen in der Ukraine wollen sich mehrheitlich nach Westeuropa orientieren, ja sie wollen Teil des „Westens“ sein. Und auch die mutigen Menschen in Weißrussland orientieren sich an westlichen Modellen, wenn sie gegen die Fälschung von Wahlen und für die Einhaltung der Menschenrechte protestieren. Auch dies kann man aus dem Blick nach Weißrussland, in die Ukraine oder nach Afghanistan lernen: Rein machtpolitisch scheint der Westen in der Defensive, aber das Leben in freien Gesellschaften ist nach wie vor attraktiv. Und dabei geht es nicht nur um Wohlstand, sondern auch um Respekt. Wer in Hong Kong für Demokratie kämpft, tut dies nicht aus ökonomischen Erwägungen, sondern aus Liebe zur Freiheit.

Was ist eigentlich „der Westen“?

Die formelhafte Rede vom Westen ist womöglich gerade deshalb so erfolgreich, weil sie so unpräzise, so mehrdeutig ist. Irgendwie weiß man zwar, was gemeint ist, aber eine Definition des Westens scheint äußerst schwierig.

Der Historiker Heinrich August Winkler ist nicht zuletzt bekannt für seine monumentale Geschichte Deutschlands, die den vielsagenden Titel trägt „Der lange Weg nach Westen“.¹ Deutschland sei nach langen und furchtbaren Wirrungen endlich dort angekommen, wo es eigentlich hingehöre: im „Westen“. Und was macht diesen Westen aus? Winkler erklärt die Trennung von Staat und Religion zum Kern des Westens. Wörtlich schreibt er in einem der jüngeren Bücher: „...wenn es eine ‚Urformel‘ gibt, aus der sich die Werte des Westens herleiten lassen, ist es, wie wir gesehen haben, die Trennung der Sphären von Gott und Kaiser durch Jesus.“² Aber ist diese Trennung in den USA überhaupt gegeben? Natürlich gibt es dort keine Staatskirche, aber dass sich die Religion in den USA aus der Politik raushielte, kann man nun wirklich nicht behaupten. Ein atheistischer Präsident wäre undenkbar, der

¹ *Der lange Weg nach Westen - Deutsche Geschichte*, zwei Bände, zweite Auflage, München 2020. Vgl. außerdem natürlich seine *Geschichte des Westens*, vier Bände, München 2016.

² Winkler, Heinrich, August, *Zerbricht der Westen Über die gegenwärtige Krise in Europa und Amerika*, München 2017, hier: S. 22.

Einfluss der Evangelikalen ist enorm. Und ist diese Trennung beispielsweise in buddhistisch geprägten Ländern überhaupt relevant? Oder ist Südkorea etwa kein „westliches“ Land?

Je genauer man in die Verwendungsgeschichte blickt, umso deutlicher wird, wie stark die Rede vom „Westen“ in Kämpfe um Deutungsmacht verwoben ist: Die Formel „der Westen“ wendet sich immer auch gegen Irgendetwas, was nicht der Wesen ist. In Zeiten des Kalten Krieges war dies die Sowjetunion – und irgendwie schwingt diese Tonlage auch heute noch mit, wenn vom Westen die Rede ist. Ost und West – das schienen geradezu naturwüchsige Gegebenheiten zu sein, unbestreitbare Evidenzen.

Die komplexe Doppelbewegung von Einbeziehung („Wir im Westen“) und Abgrenzung („Ihr da draußen“) beginnt bereits, als noch gar nicht wörtlich vom Westen die Rede ist. Unter dem Begriff des Westens verbirgt sich die Rede vom „Abendland“ – und hier ist der Gegenbegriff, das Morgenland, schon beinahe sprachlogisch gegeben. Heute ist vom Abendland nur noch am äußersten rechten Rand die Rede.

Das legendäre Buch des palästinensisch-amerikanischen Literaturwissenschaftlers Edward Said mit dem Titel *Orientalism* hat genau diese Doppelbewegung von Fremd- und Selbstdefinition zum Thema.³ Edward Said entwickelt in diesem Klassiker der Kulturwissenschaften die These, die sogenannten „Orientalisten“, also jene, die sich mit der Geschichte, den Kulturen und Sprachen des Nahen Ostens beschäftigten, seien den eigenen Klischees und Projektionen aufgesessen. Der Orient sei in ihren Darstellungen zu einem einerseits idealisierten, andererseits regelrecht dämonisierten Kulturraum geworden. Einerseits wurde der Orient nämlich als Hort der ungezwungenen Sinnlichkeit, des Harems, der Frivolität, gezeichnet. In der französischen Malerei finden sich dafür zahllose Beispiele – und nicht nur dort.

Andererseits aber wurde die Vorstellung in die Welt gesetzt, es gebe eine genuin orientalische Form der Grausamkeit, der Hörigkeit, der Unterwürfigkeit, der Unzivilisiertheit. Said glaubte, dass auch die Fernsehbilder von einem tobenden arabischen Mob diese Erwartungen unbewusst bedienten.

Das Selbstbild des Westens ergab sich dann aus der logischen Spiegelung: Das Abendland sollte all dasjenige sein, was der Orient nicht war, also rational, demokratisch, kontrolliert und zivilisiert. Aus Saims Sicht war sowohl das Bild vom Morgenland als auch das Selbstbild des Westens reine Ideologie, die – fatalerweise – bis zur Gegenwart wirksam sei, vor allem in der amerikanischen Nahostpolitik.

Sein Buch erschien Ende der 1970er Jahre und löste eine äußerst heftige, bis heute anhaltende Debatte aus. Die einen lobten das Buch als Meisterwerk, welches erstmals eine systematische Selbstkritik der westlichen Wissenschaften erlaube. Denn der Orientalismus war ja, so Saims These, nicht nur eine wissenschaftlich fragwürdige Haltung, sondern auch eine politische Ideologie, die den Kolonialismus legitimierte, ja diesen Kolonialismus bisweilen im ganz wortwörtlichen Sinne

³ Die erste Auflage erschien 1978. Hier zitiert nach der *Penguin Classics* Ausgabe von 2019.

„begleitete“: Die ersten Ägyptologen waren in Napoleons Schlepptau unterwegs gewesen.⁴

Die Kritikerinnen und Kritiker wiederum formulierten den Einwand, Said stelle die europäische Geistesgeschichte falsch dar. Die systematische Erforschung der Sprachen, die wissenschaftliche, historisch-kritische Edition von Texten, die Archivierung von Kulturschätzen und die archäologische Erschließung seien nicht pauschal als Ausdruck eines räuberischen Kolonialismus zu werten. Es gab, so Saims Kritiker, auch so etwas wie eine echte Bewunderung für die Welt des Nahen Ostens. Gerade die Orientierung nach außen, das Interesse am Anderen, sei eine Stärke der europäischen Kultur und nicht auf bloßen Machtwillen oder halbneurotische Projektionen reduzierbar. Zudem seien manche Probleme des Nahen Ostens durchaus keine bloßen westlichen Phantasien und auch keine Importe, sondern hausgemacht. Neben dem Orientalismus gebe es auch einen „Okzidentalismus“ – die unreife Tendenz, für jedes Problem den Westen verantwortlich zu machen.

Wie auch immer man sich in dieser Debatte positionieren will: Plausibel ist in jedem Fall die Beobachtung, dass die Vorstellung vom Westen nur sinnvoll ist in Abgrenzung zu irgendetwas (oder irgendjemandem) der nicht „der Westen“ ist.

Eine solche Bestimmung im Verhältnis zu einem Außen muss nicht immer nur negativ sein. Der französische Philosoph Rémi Brague entwickelte beispielsweise die These, dass die europäische Kultur auf positive Weise durch eine Verortung der eigenen Ursprünge in einem Außen geprägt sei: Athen und Jerusalem lagen für das lateinische Abendland „außen“.⁵ Jesus sprach vermutlich Aramäisch, wurde in der Bibel aber auf Hebräisch zitiert⁶, in Texten, die auf Griechisch verfasst waren (dem etwas primitiven Griechisch namens *koiné*, einer Art Flughafen-Englisch der Antike). Deren relevante Übersetzung aber war das Latein der Vulgata, bis zu Luther und der Reformation. Immer schon, so müsste man mit Rémi Brague sagen, geht es, gerade beim Heiligsten, um die Übersetzung von Übersetzungen, die Suche nach dem Eigenen im Anderen. Gerade die Außenorientierung, die Überwindung einer kulturellen Selbstzentriertheit, wären dann typisch für die europäische Kultur.

Dies könnte aber bedeuten, dass die Frage nach einem „Wesen“ des Westens falsch gestellt ist. Vielleicht gibt es hier nicht den *einen* Punkt, den *einen* Aspekt, die *eine* Sache, die den Begriff zusammenhält. Ein alternativer Zugangsweg könnte dann darin bestehen, charakteristische Züge zu benennen. Die Frage wäre dann nicht, was der Westen *wesensmäßig* ist, sondern welche Merkmale dazugehören. Dies würde auch nicht ausschließen, dass diese Merkmale durchaus mehr oder weniger deutlich ausgeprägt sein können.

So geht beispielsweise der englische Historiker Niall Ferguson vor.⁷ In seinem Buch über die „Killer Apps“ des Westens, definiert er gewisse soziale Innovationen, die aus

⁴ Vgl. hierzu Sais späteres Buch *Culture & Imperialism*, London 1994.

⁵ Brague, Rémi, *Europe, la voie romaine*, Paris 1999.

⁶ Aramäisch und Hebräisch sind sehr verwandte Sprachen. Manche Jesusworte sind auch Aramäisch. Die Komplexität der Exegese bestätigt Bragues These nur.

⁷ *Civilization. The West and the Rest*, London 2011.

seiner Sicht „den Westen“ ausmachen. Er nennt: Die Konkurrenz auf freien Märkten (1), die moderne Wissenschaft (2), das Eigentumsrecht (3), die moderne Medizin (4), die Konsumgesellschaft (5) und sechstens das Arbeitsethos (6). In ihrer Kombination, so Ferguson, haben diese Innovationen den Aufstieg des Westens zur Weltmacht ermöglicht.

Fergusons Buch enthält zahlreiche interessante Beobachtungen. Aber irgendwie tritt „the Western Power“, so Fergusons Formulierung, seltsam triumphierend auf. War es wirklich der Mechanismus der freien Märkte oder vielleicht doch eher die brutal und völlig unfair auftretende *West Indian Company*, die das *British Empire* an die ökonomische Weltspitze führte? Will man den Eigentumsbegriff des 18. Jahrhunderts wirklich über den grünen Klee loben, wo er doch auch den Besitz von Menschen einschloss, in einer Zeit, in der der Westen weltweit Sklaven ausbeutete? Und auch die Konsumgesellschaft ist aus guten Gründen in Verruf geraten. Man könnte sie ja auch die Verschwendungsgesellschaft nennen, und den ökologischen Fußabdruck thematisieren, den sie kommenden Generationen aufhals.

Fergusons Geschichte des Westens interessiert sich eigentlich nicht für Werte. Es scheint kein Zufall, dass er von *Apps* spricht; er stellt sich Gesellschaften offenbar wie Motoren vor, irgendwie technomorph, als eine Mechanik, in die man nur den richtigen Treibstoff kippen muss, oder als einen Computer, der eben ein *update* braucht. Ferguson will „den Westen“ um jeden Preis verteidigen, und wenn man Fergusons Hintergrund kennt, ist das sehr verständlich: Das Buch ist seiner von Islamisten verfolgten Frau Ayaan Hirsi Ali gewidmet.⁸

Versuchen wir es daher noch einmal anders, nicht mit *Apps*, sondern mit sozialen Innovationen, mit normativen Ideen und ihrer materiellen Wirkung, den Institutionen, in den sie zum Ausdruck kommen.

Vieles spricht dafür, dass eine bestimmte Idee des Individuums von großer Bedeutung ist. So lautet ja auch ein klassischer Vorwurf gegen den Westen: Er sei individualistisch, egoistisch, dekadent. Rechtshistorisch spricht man in diesem Kontext ganz nüchtern vom Aufstieg „subjektiver Rechte“. Gemeint ist damit, dass das einzelne Subjekt, der einzelne Mensch, Träger von Rechten wird. „Verwestlichung“ bedeutet dann erst einmal so etwas wie ideelle, rechtliche und ökonomische Individualisierung. Die ästhetische Individualisierung in der Portraitmalerei ist davon nur ein Nebeneffekt, sozusagen die sichtbare Oberfläche einer sozialstrukturellen Transformation.

Der wichtigste Ausdruck dieses Prozesses sind die allgemeinen Menschen- und Bürgerrechte. Sie sind Rechte von Individuen, nicht von Gruppen. Das Recht auf freie Religionsausübung müssen wir als Einzelperson einklagen; es ist kein Gruppenrecht. Ständische Vertretungen sind uns tendenziell fremd. Es ist „im Westen“ äußerst unhöflich, jemanden als Vertreter oder Vertreterin einer Gruppe anzusprechen, sozusagen als einen „Fall von X.“

Individuelle Schutzrechte schützen uns nicht nur vor der Übergriffigkeit durch den Staat, sondern auch vor der Übergriffigkeit von Gruppen. Vor allem aber impliziert der Prozess der Individualisierung den Gedanken, dass wir nur verantwortlich

⁸ Wenn Ferguson von „the West and the Rest“ spricht, muss an dies wohl auch halb ironisch lesen.

gemacht können für dasjenige, was wir *tun*, nicht für das, was wir *sind*. Sippenhaft, das Denken in Gruppenidentitäten, das Einsortieren von Menschen, ist dem Westen eigentlich fremd. Justitia sollte idealerweise blind sein. Gerade deshalb wird ja über Quoten und Paritätsgesetze so heftig gestritten.

Weitere Innovationen ergeben sich aus der Idee der subjektiven Rechte. So zum Beispiel die Idee der Verfassung. Der Konstitutionalismus versuchte durch fixierte Verfassungen die Allmacht des Monarchen, später dann des Staates insgesamt einzugrenzen: Ein (idealerweise) schriftlich fixierter Text definiert Spielregeln, die vor Willkür schützen. Momente der Verfassungsgebung haben im Westen daher eine besondere Bedeutung. Berühmt geworden ist beispielsweise der Ballhauschwur während der Französischen Revolution, der Moment, in dem der sogenannte Dritte Stand schwor, nicht auseinanderzugehen, bevor man Frankreich nicht eine neue Verfassung gegeben habe. Verfassungen drücken zugleich aus, dass niemand über dem Recht steht. Die Regeln der Verfassung sollen für alle gleichermaßen gelten.

Im Englischen nennt man dies dann *The Rule of Law* – im Deutschen würde man vom *Rechtstaatsprinzip* sprechen. Aber die englische Formulierung drückt noch direkter aus, wogegen sich diese Vorstellung wendet: Gegen die Willkürherrschaft von Personen. *The Rule of Law* bedeutet eben auch, dass es auf Personen und deren Flausen idealerweise gar nicht ankommen soll. Selbst amerikanische Präsidenten wären nach dieser Lesart nur „Vorsitzende“, Kanzlerinnen und Kanzler in erster Linie beauftragte Verwalter, mandatiert für genau definierte Bereiche. Jede Form von Personenkult ist dem Westen aus dieser Sicht aus guten Gründen suspekt. Das mag mal mehr, mal weniger akzentuiert sein (je nachdem ob man ein parlamentarisches oder ein präsidentielles System vor sich hat), aber die Grundidee ist doch ähnlich.

Und was steht in den Verfassungen drin? Damit wären wir bei einem weiteren Element: Der Gewaltenteilung. Sie soll dazu dienen, die subjektiven Rechte zu schützen, die staatliche Macht kontrollierbar und kritisierbar zu halten. Das wichtigste Element ist dabei trivialerweise eine unabhängige Justiz. Wenn, wie im Fall von Alexei Nawalny geschehen, ein Schnellgericht in einem Flughafengebäude eingesetzt wird, weiß man, dass man nicht im Westen ist. Richterinnen und Richter dürfen keine Befehlsempfänger sein, weder direkt noch mittelbar.

Und wenn die Gerichte versagen, die Verfassung angegriffen wird? Dann kann uns nur noch *eine* Instanz helfen: Die kritische Öffentlichkeit. Zahllos sind in der Aufklärungsliteratur die Stellen, in denen vom „Licht der Öffentlichkeit“ die Rede ist, oder, bei Kant, vom „öffentlichen Vernunftgebrauch“. Der Philosoph Rainer Forst spricht in diesem Kontext auch von einem „Recht auf Rechtfertigung“. Anders als im Absolutismus muss in einer Demokratie eine Entscheidung erklärt, erläutert, ja sogar gerechtfertigt werden. Einfach nur zusagen, eine Entscheidung sei gefallen „und basta“ (Gerhard Schröder), oder gar, sie sei „alternativlos“ (Angela Merkel) passt nicht recht zur westlichen Idee einer diskursiven Öffentlichkeit. Passender scheint da die Fragestunde, die der Regierungschef oder die Regierungschefin in Großbritannien regelmäßig im Unterhaus überstehen muss.

Individuelle Rechte, Verfassungen, Gewaltenteilung, pluralistische und kritische Öffentlichkeit. Das ist ein Portrait in groben Strichen, aber man kann schon ein

Gesicht erkennen. Zweifellos ließen sich weitere Aspekte anführen. Das Bild ließe sich viel feiner und komplexer zeichnen. Aber vielleicht reicht diese grobe Skizze, um zunächst auf die Ambivalenzen „des Westens“ hinzuweisen.

Die triviale Einsicht lautet nun, dass „der Westen“ den eigenen Idealen natürlich nicht vollends gerecht wird. Dies gilt zum einen evidentenmaßen historisch: Subjektive Rechte galten lange für privilegierte Gruppen, weiße Männer, nicht für Frauen, nicht für *People of Colour*, nicht für Migranten, religiöse oder sexuelle Minderheiten. Auch Gruppenidentitäten zurückzuweisen, kann schnell wohlfeil klingen, wenn dieser Hinweis Menschen gegenüber formuliert wird, die vielleicht gute Gründe haben, sich erst einmal *auch* als Gruppe wahrzunehmen.

Aber auch bezüglich der anderen Aspekte ließe sich leicht ein düsteres Bild zeichnen: Wie steht es um die Unabhängigkeit der Justiz, wenn die Besetzung höchster Richterämter in den USA immer stärker politisiert wird? Sind westliche Demokratien wirklich vor Personenkult gefeit? Wie steht es um die kritische Öffentlichkeit in Ländern wie den USA, in denen die Medienlandschaft völlig polarisiert ist? Oder in Großbritannien, wo einzelne Medienunternehmer eine unglaubliche Macht bündeln? Alle genannten Dimensionen des Westens ließen sich auf diese Weise befragen.

Aber vielleicht besteht gerade darin ja ein entscheidender Vorteil: Zu den zentralen Kompetenzen des Westens gehört die Kritik am Westen. Im Westen lässt sich Aufmerksamkeit damit gewinnen, dem eigenen Land einen völlige Dekadenz, moralische Verkommenheit und Verlogenheit zu attestieren.⁹ Für den Westen gilt, was Shakespeare die Figur des Iago im *Othello* sagen lässt: „I am not, what I am.“ Ideal und Wirklichkeit sind in beständiger Spannung. Der Westen ist nie mit sich im Reinen.

Aber es sind immer westliche Maßstäbe, die zur Kritik am Westen angelegt werden. Und deshalb wird nirgendwo der Westen so heftig und scharf kritisiert wie im Westen. Ganze Bibliotheken ließen sich füllen mit kritischer Literatur über den Individualismus, die „Atomisierung der Gesellschaft“, den massenhaften Narzissmus, die schreckliche Konsumgesellschaft etc.

Manchen Kritikern wird diese Selbstkritik schon zu virtuos eingesetzt. Gibt es so etwas wie eine maßlose Selbstkritik des Westens? Könnte es sein, dass das westliche Modell aus Hong Kong gesehen, aus Taiwan, Teheran, Kiew oder Kabul betrachtet viel attraktiver erscheint als im Westen selbst? Oder hat sich der Westen dem eigenen Kolonialismus, Rassismus, Sexismus noch nicht ausreichend gestellt? Weder eine selbstzufriedene Erschlaffung noch eine selbstzerstörerische, maßlose Anklage scheinen sinnvoll.

Der Westen – Ort oder Richtung?

Damit komme ich zum dritten Punkt. Wenn es stimmt, dass die Rede vom Westen doch nicht völlig unsinnig ist, dass es doch etwas gibt, was Neuseeländer und Franzosen, Schweden und Italiener, Costa-Ricaner und Kanadier, ja Menschen auf

⁹ Der französische Autor Michel Houellebecq führt diese Kritik am dekadenten Westen seit Jahrzehnten in immer neuen Varianten vor – mit großem Erfolg.

der ganzen Welt verbindet, dann wäre damit noch nicht gesagt, wie wir mit dieser Tatsache umgehen wollen. Und hier gibt es, so scheint es mir, zwei gänzlich gegenläufige Tendenzen.

Die erste stellt sich den Westen als einen *Ort* vor. Bei Samuel Huntington findet man beispielsweise die Vorstellung, es gäbe so etwas wie die westliche Kultur, die fest an bestimmte Regionen gebunden ist, wie die islamische oder die konfuzianische Kultur.¹⁰ Das kulturelle Erbe, die Geschichte, definieren in Huntingtons Bild das Schicksal. Der Westen besteht bei ihm im Wesentlichen aus jenen Ländern, die direkt zu Europa gehören oder aber, wie die USA; Kanada, Australien und Neuseeland, aus Europa hervorgegangen sind.

Eine solche Theorie des Westens enthält all die Charakteristika, die wir oben genannt haben: Individualismus, Verfassungen, Rechtsstaatlichkeit, Gewaltenteilung, kritische Öffentlichkeit. Auf dieser Ebene gäbe es mit Huntington wohl wenig Dissens. Aber seine Darstellung deutet all diese Aspekte als Ausdruck ererbter kultureller Prägungen.

Und natürlich hat der westliche Individualismus eine Vorgeschichte. Der Individualismus wird von manchen interpretiert als säkularisierte Form einer Sakralisierung der Person.¹¹ Die Unantastbarkeit der Menschenwürde, die beispielsweise im Artikel 1 des deutschen Grundgesetzes definiert wird, wäre dann ein transformierter Ausdruck der christlichen Vorstellung von der Ebenbildlichkeit Gottes. „Unantastbar“ finden wir die Menschenwürde, weil wir durch zwei Jahrtausende Christentum gelernt haben, den leidenden Menschen als geheiligt zu betrachten. Und das Heilige ist eben unantastbar. Typisch für diese Sichtweise ist eine Metaphorik der „Wurzeln“: Der Westen hätte demnach „jüdisch-christliche Wurzeln“, die auf keinen Fall gekappt werden dürfen.

Huntington insinuiert mit dieser Sichtweise zugleich, dass die Idee der Menschenwürde weder in der islamischen noch in einer konfuzianisch geprägten Welt zu erwarten oder gar zu verlangen sei. Das wäre Kulturimperialismus. Ist es unfair, Huntingtons Vorstellung als Kulturessentialismus zu bezeichnen?¹² Irgendwie scheint er immer ein „Wesen“ des Westens, ein „Wesen“ der islamischen Welt, ein „Wesen“ der konfuzianischen Welt vorauszusetzen.

Was ist die Alternative zu dieser Vorstellung vom Westen als einem Ort, einer Sphäre, die mehr oder weniger klare Grenzen hat, einem Ort, an dem man mehr oder weniger auftrumpfend sagen kann „wir hier im Abendland!“?

Man könnte den Westen alternativ als eine Richtung denken. Dies würde erklären, warum Japan und Taiwan, Tunesien und Südkorea, Südafrika und Chile Teil des „Westens“ sein können. Wichtig wäre dann nicht so sehr, wo wir herkommen, sondern wo wir hinwollen. „Der Westen“ bezeichnet dann vor allem eine bestimmte Form der Modernisierung, der funktionalen Ausdifferenzierung, der Komplexitätssteigerung in Gesellschaften.

¹⁰ Vgl. die entsprechende Weltkarte: Huntington, Samuel P, *Kampf der Kulturen*, Wien 1996, S. 30/31.

¹¹ Vgl. die einschlägigen Arbeiten von Hans Joas.

¹² Huntington versucht immer wieder, diesem Eindruck entgegenzuarbeiten.

Nehmen wir als ein zentrales Beispiel zur Veranschaulichung wieder die Idee der Menschenwürde. Betrachtet man diese Idee als einen Gedanken, der zwar in Europa entdeckt, aber nicht „wesenhaft“ mit Europa verbunden ist, so ergibt sich ein ganz anderes Bild. „Menschenwürde“ wäre dann eine Idee, die prinzipiell Jede und Jeder verstehen kann. Und die – aus guten Gründen – auch Jede und Jeder für sich anstreben, ja vielleicht auch einklagen kann. Europa (und Nordamerika) hätten diese Idee dann nicht *erschaffen*, sondern nur *entdeckt*. Der Satz des Pythagoras hätte auch von Konfuzius entdeckt werden können. Dann hieße er vielleicht anders, aber er würde nichts Anderes besagen. Ist die Grundidee der Menschenwürde wirklich so viel komplizierter?

Parallel ließe sich auch für die normative Grammatik des Westens, als das mehr oder weniger kohärente Set aus Normen, andere Quellen, andere Anregungen, andere Genealogien finden. Vielleicht war es ja auch die arabische Liebeslyrik, die im Mittelalter den Grundstein für die europäische Romantik und damit auch für eine moderne Liebesidee legte? Und vielleicht sind die Ideen der Menschenwürde, der Demokratie, der Rechtsstaatlichkeit ja gar nicht so sehr *aus* der christlichen Religion als vielmehr *gegen* sie entwickelt worden? Vielleicht gibt es auch im Buddhismus Grundideen, die sehr gut zur Menschenwürde passen?

In diesem zweiten Bild wäre nicht von „Wurzeln“ die Rede, sondern von „Quellen“. Diese Quellen sind vielfach – und man muss sie finden und ausschöpfen, um sie nutzen zu können. Sie sind nicht wesenhaft mit uns verwachsen wie Wurzeln. Nichts würde dann dagegensprechen, dass in anderen Traditionen Grundgedanken des „Westens“ durch andere Narrative unterfüttert würden, andere ähnliches Wasser aus anderen Quellen schöpfen. Und selbst wenn es bei Konfuzius keinen Begriff der Menschenwürde gäbe – so würde daraus nicht folgen, dass Chinesen mit dem Begriff nichts anzufangen wüssten.

Die Gegenüberstellung mag vereinfachend sein, aber vielleicht ist sie dennoch hilfreich: Der Westen *als Ort* ist exkludierend, arrogant, besserwisserisch, im schlimmsten Fall eine einzige Heuchelei. Wer sich an einem Ort wähnt, glaubt angekommen zu sein. Der Westen *als Richtung* ist hingegen integrativ, selbstkritisch, lernwillig. Auf dem Planeten Erde wäre „Westen“ dann auch ein relativer Begriff sein.

In diesem Sinne gibt es in der Tat zwei Arten von „Westen“. Und gerade in Zeiten, in denen zur Verteidigung des Westens aufgerufen wird – aus gutem Grund und gegebenen Anlass – tut man vielleicht gut daran, noch mal darüber nachzudenken, in welchem Westen man leben will, welchen Westen man verteidigen will. Ein Westen, der sich als Richtung versteht, betrachtet sich selbst nicht auf einem ein für alle Mal erreichten Plateau, sondern auf einem Weg. Selbstprüfung, Selbstkritik, das Anlegen der eigenen Maßstäbe ans eigene Handeln, sind dann ganz normale Praktiken der Richtungsbestimmung. Man kann sie ernsthaft und dennoch gelassen vollziehen. Man muss weder in ein triumphierendes Apologetentum, noch in hetzerische Selbstanklagen verfallen.
